



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

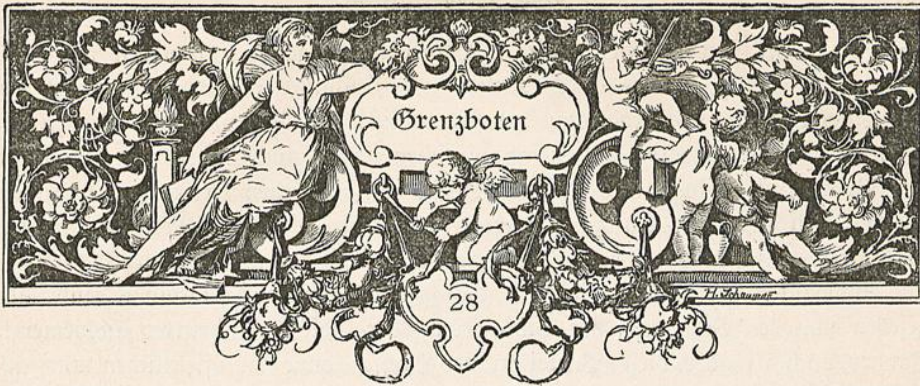
DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ostpreußische Skizzen : 6. Politisches.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Ostpreussische Skizzen.

6. Politisches.



Dem Verfasser dieser Aufsätze hat einmal ein im Lande einheimischer, in vielen Verhältnissen desselben wohlverfahrener Gutsbesitzer (allerdings war er fanatisch konservativ) gesagt: Wenn nur bei Freigebung des Erwerbes von Rittergütern durch Bürgerliche den letztern gleichzeitig das Prädikat „Hochwohlgeboren“ und ihren Frauen das Recht auf die Anrede „gnädige Frau“ gewährt worden wäre, so würden wir in Ostpreußen nie eine demokratische Bewegung gehabt haben. Das klingt ungeheuerlich, aber nicht nur ist uns durch gute und unbefangene Beobachter bestätigt worden, daß etwas Wahres an der Sache sei, sondern bei näherer Bekanntschaft mit der politischen Entwicklung Ostpreußens und mit den ganz eigentümlichen Formen, welche der Parteigegensatz hier annimmt, fühlt man sich mehr und mehr zu der Ansicht hingedrängt, daß recht viel Wahres darin stecke.

So unglaublich es scheint, so ist es doch eine einfache Thatsache, daß selbst heute noch der Kern des ostpreussischen Fortschrittertums in der Landbevölkerung, und zwar nicht etwa in mißtrauischen, zähen Kleinbauern, sondern in Rittergutsbesitzern, sowie in Gutsbesitzern von ähnlicher Qualität steckt. In den Städten würde es natürlich unter allen Umständen hier wie überall eine liberale Partei gegeben, und in den Seestädten würde dieselbe bei deren natürlicher freihändlerischer Färbung stark nach links tendirt haben; aber bei einheitlicher Haltung der Landbevölkerung hätte dies kaum ins Gewicht fallen können. Nur die gewaltige Stütze, welche seit der Gründung „Jung-Lithauens“ der vorgeschrittene Liberalismus in den maßgebenden ländlichen Kreisen fand, hat ihm

Grenzboten III. 1885.

auf eine lange Zeit die Herrschaft in Ostpreußen gegeben und macht jetzt noch (in einer Provinz, welche durch Natur und Geschichte zu einem Bollwerk des ausgesprochensten Konservatismus bestimmt ist) den Kampf gegen den Fortschritt zu einem schweren und gefahrenreichen. Jetzt noch besteht fast die Hälfte des Provinziallandtags aus Fortschrittlern; in zahlreichen Kreistagen hat diese Partei noch die ausschließliche Herrschaft, in andern die starke Mehrheit; in den landwirtschaftlichen Vereinen ist ihre Herrschaft erst in allerneuester Zeit etwas ins Schwanken gekommen. Aus Reichstag und Landtag allerdings sind, abgesehen von den Vertretern der Stadt Königsberg, die Fortschrittlern ausgemerzt. Immer noch ist aber diese Partei in der Presse, sowie im öffentlichen und gesellschaftlichen Leben durchaus vorwiegend. Wie ist das möglich? Sind diese fortschrittlichen Landwirte Gegner einer Preissteigerung für Getreide und überhaupt einer größeren Berücksichtigung der Landwirtschaft? Sind sie ernstlich der Meinung, daß die liberale Sozialgesetzgebung speziell für den Landwirt erfreuliche Früchte gezeitigt habe? Oder sind sie vielleicht lauter unerschütterliche Catone, die ihr eignes Interesse auf Schritt und Tritt dem Gemeinwohl, wie sie dasselbe verstehen, zum Opfer bringen, ohne mit der Wimper zu zucken? Gewiß ist von alledem kein Wort wahr, ja man kann wohl im Gegenteil sagen, daß kein Landwirt auf der Welt weniger als der ostpreussische zu dergleichen unfruchtbaren Tugendhaftigkeiten geneigt sein wird. Es ist vielmehr eine eigentümliche, mannichfach zusammengesetzte Reihe äußerer und psychischer Einflüsse, welche die Haltung dieser fortschrittlichen Besitzer erzeugen, und wenn man sich bemüht hat, über das Wesen dieser Einflüsse ins Klare zu kommen, so bleibt die Sache zwar immerhin wunderlich und schwerverständlich, aber gänzlich unbegreiflich ist sie dann nicht mehr, zumal wenn man bedenkt, daß die Leidenschaften, überhaupt die Gemütsaffekte der Menschen, stets stärker gewesen sind als ihr Vorteil.

Vor allem muß man nicht leugnen wollen, daß auf seiten der adelichen Großgrundbesitzer früher viel gesündigt worden sein muß. Mag noch so vieles auf Rechnung von Hezereien, von gegenstandslosen Vorurteilen, von neidischen Eifersüchteleien zu setzen sein — es muß doch eine reelle Grundlage für das tiefe Mißtrauen übrigbleiben, mit dem hier wie anderswo die mittleren und kleinen Besitzer den großen, also hauptsächlich doch den „Grafen und Baronen,“ gegenüberstanden und zum Teil noch gegenüberstehen. Wohl kann man mit gutem Rechte sagen, daß der Adel sich in neuerer Zeit vielfach bemüht, sich wieder eine seiner würdige Rolle zu schaffen; aber es muß gesagt werden, daß selbst dies noch keineswegs so allgemein und in so wohlburchdachter Weise stattfindet, wie es zu wünschen wäre, und ohne Zweifel ist in früherer Zeit viel versäumt und viel Übles begangen worden. Auch liegt diese Zeit noch garnicht so weit hinter uns. Wohlgefinte, treffliche Männer, die selbst diesem Stande angehören, haben uns wiederholt mit Entrüstung von den Ausbrüchen

junferlichen Geistes und Wesens erzählt, die noch zu Menschengedenken vorgekommen seien, und vielfach ist es uns bestätigt worden, daß die jetzige, vielfach allerdings gröbliche, tendenziöse Zurückdrängung des Grundadels in der Selbstverwaltung und im öffentlichen Leben nur der natürliche Rückschlag sei gegen eine frühere, nicht minder tendenziöse und einseitige Bevorzugung adelicher Namen. So muß sich alles ausgleichen, und es ist nicht mehr als in der Ordnung, daß die heutigen „Grafen und Barone“ sich doppelt bemühen und doppelt ihre Tüchtigkeit und persönliche Integrität beweisen müssen, um frühere Vernachlässigungen aufzuwiegen. Es ist schlimm, daß dergleichen niemals in dem Rahmen persönlicher Wechselbeziehungen bleiben kann, sondern sich stets auf öffentliche Angelegenheiten überträgt — aber das ist nun einmal nicht zu ändern.

In diese Stimmungen und peinlichen Reminiscenzen hinein denke man sich nun vor einem oder zwei Menschenaltern den Emporkömmling, den wenig gebildeten, aber leidlich praktischen Besitzer einer Geldsumme, die ihm den Ankauf eines Ritterguts ermöglicht hat. Er bekommt das Gut billig, denn es ist alles vernachlässigt, und die Geldgeschäfte des frühern Besitzers sind in einer derartigen Unordnung, daß schon die Verpflichtung, dieselben abzuwickeln, einen weitem Druck auf den Kaufpreis geübt hat. Was er von Dienstboten und Instleuten über die frühere Herrschaft erzählen hört, klingt auch nicht alles erbaulich; es ist ohne Zweifel viel Klatsch, viel verständnislos aufgegriffenes, an sich bedeutungsloses Zeug dabei — aber da zu unterscheiden ist seine Stärke nicht. Merken die Leute gar, daß er derartige Dinge gern hört, so wird ihm auch manches geradezu aufgebunden. Die benachbarten Gutsherren, die Standesgenossen, vielleicht die Verwandten oder Freunde des frühern Besitzers, gehen nicht mit ihm um; seinen Umgang muß er sich unter Leuten suchen, die mehr oder weniger in einer ähnlichen Lage sind wie er. Webend vor Ingrimms muß seine Frau es sich gefallen lassen, als etwas Geringeres angesehen zu werden, als die Frau des benachbarten adelichen Gutsherrn; diese ist „gnädige Frau,“ der Mann „gnädiger Herr,“ die Tochter „gnädiges Fräulein,“ der halberwachsene Sohn „der Herr Junker“ — sie ist „Madame,“ die Tochter „Fräulein,“ und nur ihr Gemahl hat allenfalls bei Kutscher und Bedienten den „gnädigen Herrn“ für sich durchgesetzt; daß man aber die Briefe an ihn mit dem Prädikat „Hochwohlgeboren“ versieht, das kann auch er nicht erreichen. Und doch sind sie weit besser situiert als der, bis an den Hals in Schulden steckende adeliche Nachbar, und kommen ganz außer Verhältnis besser vorwärts als er. Warum, in des Teufels Namen, sollen sie nicht ebenso gut sein? — Der kannte in der That die Menschen schlecht, der glaubte, dergleichen nichtige Erwägungen könnten doch unmöglich die politischen Gesinnungen eines Menschen, und gar einer ganzen Generation oder eines ganzen Standes, beeinflussen. Gerade solche Dinge sind es, unter deren Einfluß die Beziehungen ganzer heranwachsender Geschlechter zu einander vergiftet werden können. Eitelkeit, Titelsucht, Neid sind es ja nicht allein, die da ins Spiel kommen, sondern

auch die lobenswerthesten Gefühle: der Stolz auf die eigne Tüchtigkeit, das Bewußtsein von einer, wenn auch bescheidenen, so doch durchaus achtbaren eignen Familienvergangenheit können mitwirken, und so mag es wohl kommen, daß in zahlreichen Fällen das heranwachsende Geschlecht keine stärkern und nachhaltigern Eindrücke empfangen hat als diejenigen des bitteren, unverföhnlichen Hasses gegen die adelichen Großgrundbesitzer. Die äußere Veranlassung zu dieser Quelle scharfer Gegensätze ist längst geschwunden. Irgendwelche Privilegien des Adels existiren nicht mehr; auch in Kreisen, welche die zur Karrikatur gewordne übliche Übertreibung der Unrede „gnädige Frau“ nicht mitmachen, ist es doch längst als Forderung der Höflichkeit anerkannt, die Frauen von Rittergutsbesitzern so anzureden; ebenso pflegt man auf Briefen an Rittergutsbesitzer sich allgemein des Prädikats „Hochwohlgeboren“ zu bedienen. Aber die alte, zum nicht unansehnlichen Teil auf diesen Punkt zurückzuführende bittere Gespanntheit dauert fort, vielleicht nur umsomehr, seit ein reifer gewordnes Geschlecht die Erbärmlichkeit der Motive erkannt hat, aus denen es sich in diesen Gegensatz hat hineinheßen lassen, und daher einen Anflug von bösem Gewissen in dieser Sache nicht loswerden kann. Der Mensch erkennt eben gar zu ungern an, auch nur teilweise im Unrecht gewesen zu sein; lieber thut er in Zukunft doppeltes Unrecht.

Mit dem „bösen Gewissen“ ist es übrigens in nicht wenigen Fällen sehr viel ernstlicher bestellt, als bei den hier angedeuteten Beziehungen. Schon früher ist darauf hingewiesen worden, daß durch die von Schön zu diesem, statt zu dem stiftungsgemäßen Zwecke hergegebenen Gelder zahlreiche Inspektoren und dergleichen in den Besitz der Güter ihrer bisherigen Brodherren gekommen sind. Daß diese Leute ein unbehagliches Gefühl gegenüber dem ganzen Stande, dem ihre früheren Gebieter angehörten, nicht loswerden können, ist gewiß sehr begreiflich; sie mögen ja nichts gethan haben, was vor dem Gesetze oder auch vor dem Richterstuhl einer landläufigen Geschäftsmoral ihre Ehrbarkeit beeinträchtigt, aber „schön war's doch nicht.“ Da ist es denn wiederum sehr verständlich und der Menschennatur sehr entsprechend, wenn diese Herren sich durch tausend Reflexionen über den verwerflichen Einfluß eines grundbesitzenden Adels auf Staat und Gesetzgebung zu betäuben suchen und dadurch, sich selbst unbewußt, immer weiter nach links geraten. Sind sie gar durch Naturanlage zu dieser Entwicklung disponirt, wie dies ganz besonders bei den „Salzburgern“ der Fall zu sein scheint, so entwickeln sich sehr leicht aus einem Gegensatz, welcher ursprünglich nur persönlicher und gesellschaftlicher, beziehungsweise gemüthlicher Natur war, umso tiefere politische Gegensätze.

Zu diesen Folgen ungesunder persönlicher Auseinandersetzungen gesellt sich andres, was mehr einen skurrilen Charakter trägt. Wer den von Satz zu Satz sich selbst widersprechenden Blödsinn gewisser fortschrittlicher Wahlaufrufe in Ostpreußen gelesen hat, und wer dann in Erfahrung gebracht hat, daß gerade

solche Aufrufe, aus denen sich alles und nichts herauslesen ließ, sehr wirksam waren, der wird auch glauben können, was ihm sonst freilich als unglaublich erscheinen müßte: daß es auch heute noch ostpreussische Mittergutsbesitzer giebt, die einfach nicht wissen, um was es sich handelt. Wir hatten selbst Gelegenheit, einem Gespräche zuzuhören, in dem einer dieser Herren darüber jammerte, daß zu allen Steuern nun auch noch der neue Getreidezoll getreten sei und die Gutsbesitzer drücke. Man bedenke, daß diesen Leuten seit Jahr und Tag alle politischen Fragen immer nur durch eine bestimmte Brille gezeigt worden sind, daß die Fähigkeit, den parlamentarischen Verhandlungen, dem Wortlaut der Gesetze, ja auch nur den ernstern, tiefergehenden Deduktionen der Tagesblätter zu folgen, vielen derselben gänzlich fehlt, daß sie sich nach kleinlichen persönlichen Behässigigkeiten und gelegentlichen Rencontres ihre Stellung zur ganzen Politik zurechtlegen — um zu begreifen, daß die großen Tagesfragen zahlreichen, selbst größern Besitzern garnicht als solche, ihrem Zweck und Wesen nach, sondern nur als Schattenbilder auf dem dunkeln Hintergrunde einer allgemeinen politischen Verbissenheit zum Bewußtsein kommen. Dringt in diese verbitterten Gemüther einmal ein Lichtstrahl, so schließen sie eher gewaltsam die Augen, als daß sie sich belehren lassen. Nicht wenigen geht es ganz ähnlich wie den Handwerkern, welche mit den Konservativen grollen, weil diese ihnen nicht ohne weiteres die obligatorische Stimmung geben wollen, und darum lieber fortschrittlich wählen; sie schimpfen über Freizügigkeit, Hausirwesen, Gemeindefasten u. wie der dickköpfigste Konservative und thun dann gerade so, als ob das alles von der jetzigen Wirtschaftspolitik herkomme. Sa es kann verbürgt werden, daß folgender unglaubliche Fall vor kurzem vorgekommen ist: ein fortschrittlicher Gutsbesitzer erklärte, was er dem Bismarck niemals verzeihen könne, und was ihn (den Sprecher) auf ewig zu dessen politischem Gegner mache, das sei — die Einführung des allgemeinen Stimmrechts!

Aussicht auf Dauer haben diese an Wahnwitz streifenden Querköpfigkeiten allerdings nicht; aber sie können einem eine schöne Zeit lang das Leben sauer machen. Denn die Macht der Gewohnheit ist so groß, daß sie auch für solche Dinge in Betracht kommt; man hat seine ganze Vorstellungsweise auf gewisse Gesichtspunkte hin gerichtet, hat sich an einen bestimmten Umgang gewöhnt, hat aus tausend kleinen Vorkommnissen eine Masse von Groll gegen die politischen Gegner angesammelt, und kann nun, so unbehagliche Empfindungen man auch bei dieser oder jener Angelegenheit hat, als ob man sich doch eigentlich selbst die Nase abschneide, nicht loskommen. Notorisch ist, daß zahlreiche, innerlich längst zum Hinüberschreiten nach rechts reif gewordne Besitzer nur darum auf ihrer bisherigen Seite bleiben, weil sie andernfalls ihre gewohnte Stakpartie mit dem und dem verlieren würden, denen es ihrerseits vielleicht ebenso geht; nur hat keiner den Mut, anzufangen. Den gewohnten geselligen Verkehr aufzugeben und sich einen andern suchen zu sollen, ist aber in Ostpreußen eine

harte Sache — doppelt hart, wo es sich um Leute von mangelhafter Erziehung und geringen geistigen Hilfsquellen handelt. Rechnet man dazu, daß die beiden großen Königsberger Blätter den geistigen Gesichtskreis der weitaus meisten größern Besitzer gefangenhalten, da letztere aus geschäftlichen Gründen auf diese Blätter (trotz deren fortwährenden, rücksichtslosen Schimpfens gegen den Großgrundbesitz) nicht verzichten zu können glauben, und daß außerdem in Tilsit und Insterburg einige ganz hervorragend bössartige fortschrittliche Organe erscheinen, so wird man sich vieles zurechtlegen können, was sonst als eine unfaßbare Verirrung erscheinen müßte.

Die Leser mögen sich nicht wundern, daß hier immer nur von den Gutsbesitzern und niemals von ihren Leuten gesprochen wird. Hinsichtlich dieser aber gilt in der That heute noch, und zwar in vollem, buchstäblichem Umfange, das Wort: Cujus regio, ejus religio. Geradezu lächerlich ist es, wenn man wohl gelegentlich auf liberaler Seite so thut, als fände eine Beeinflussung der Instleute und Arbeiter nur auf konservativer Seite statt; das ist alles, wie man am Oberrhein sagt, „gehoppst wie gesprungen.“ In jedem Wahlkreise fragt man sich bei Beginn eines Wahlkampfes, welche Veränderungen im Güterbesitz stattgefunden haben, und zieht darnach im beiderseitigen Voranschlag hier fünfzig Stimmen ab, dort zählt man fünfzig Stimmen zu — jedermann weiß, daß über diese Folge der eingetretenen Veränderung gar kein Zweifel obwalten kann. Auch muß man sagen, daß (angesichts der rücksichtslosen Schärfe unsrer gegenwärtigen Parteikämpfe) hiergegen nicht einmal viel einzuwenden ist; wie kann ein Gutsherr dulden, daß seine Leute diejenige Meinung über ihn haben, die von der Gegenpartei über die Männer seiner Partei verbreitet wird? Bei dem Mafße von persönlichem Vertrauen, welches dem ländlichen Arbeiter auf Schritt und Tritt geschenkt werden muß, ist dies schlechterdings unzulässig. Weiterhin ist es eine Thatfache, die nur der leugnen kann, der nicht sehen will, daß überhaupt unsre geringere Landbevölkerung ein selbständiges Urtheil über politische Fragen nicht hat, das Resultat der sogenannten „unbeeinflussten Wahl“ also nicht eine Meinungsäußerung der Leute sein, sondern nur einen Ausdruck für die Stärke und Geschicklichkeit der von den verschiedenen Parteien entfalteten Agitation bilden würde. Manche Leute wollen behaupten, selbst in den Städten sei es nicht anders; lassen wir diesen Punkt auf sich beruhen. Jedenfalls gilt unser Satz von ländlichen Arbeitern, und ganz besonders von den in der Kultur noch so zurückstehenden ostpreussischen, die ja zum ansehnlichen Teile kaum wissen, was eine Zeitung ist, und zum weitem ansehnlichen Teile eine Sprache reden, die sie von dem öffentlichen Leben Deutschlands nahezu ausschließt. Wollte der Gutsherr, dessen Einfluß doch noch ein ganz naturgemäßer und bis zu einem gewissen Punkte legitimer ist, keinen Druck ausüben, so würde die Folge einfach die sein, daß der nächste thätige Geistliche oder Lehrer die Leute auf seine Seite zöge, sei dieselbe was sie für eine wolle; würde auch

dieser Einfluß fehlen, so träte der nächste städtische Kaufmann oder allenfalls der nächste Advokat in die Lücke. Wer wählt nun?

Um diese Betrachtungen zum Abschlusse zu bringen, bedenke man endlich noch ein letztes. Wie lange oder vielmehr wie kurz ist es nicht her, daß mit verschwindenden Ausnahmen die gebildete Welt den politischen Liberalismus für etwas schlechthin Selbstverständliches, für etwas, an dessen prinzipieller Richtigkeit doch überhaupt kein Zweifel obwalten könne, für ein unausweichliches Korrelat aller zeitgemäßen, auf Besserung und gesunde Entwicklung gerichteten Bestrebungen hielt! Wie wenige waren es noch vor einem halben Menschenalter, die nicht dem Verfasser des „Grünen Heinrich,“ dem Schweizer Gottfried Keller, zustimmten, wenn derselbe sagte: Heutzutage fehle einem, wenn auch sonst noch so tüchtigen und achtungswerten Manne etwas Wesentliches, falls derselbe nicht liberal sei! Nun ist aber Ostpreußen zwar durch ein hinlänglich starkes Band mit Deutschland verbunden, um allen geistigen Strömungen von da ausgesetzt zu sein, jedoch so entfernt und so in einer, der schnellen und energischen Mitteilung aller geistigen Vorgänge wenig günstigen Weise situiert, daß die Strömungen aus Deutschland stets etwas verspätet hier ankommen. Von der gegenwärtigen nationalen, christlichen und staatlichen Bewegung in Deutschland hat man in Ostpreußen noch nicht viel verspürt — erst allerneuestens beginnt es sich auch in dieser Hinsicht zu regen. Der alte, landläufige Liberalismus verfügt aber hier noch über einen Sondervorteil: die tiefgewurzelte liberale Abneigung gegen die „Sunken,“ die adelichen Gutsbesitzer. Daß die „Sunken,“ die „uckermärkischen Branden,“ die Strudelwitz und Prudelwitz, und wie alle die Bezeichnungen lauten, eine verdammenswerte Abart des menschlichen Geschlechts seien, lächerlich oder nichtswürdig oder beides zusammen, das gehört ja so recht zu den Kernsätzen des Liberalismus, und stets ging man hierbei, auch als längst weder für Adliche noch für adliche Güter irgendein Privilegium mehr existierte, von der Voraussetzung aus, diese verruchten Sunken (denen es natürlich nicht das geringste half, daß ihre Namen von der brandenburgisch-preussischen Geschichte nicht zu trennen sind) seien überdies immer noch privilegiert. Spricht doch selbst Gustav Freytag in seinen „Bildern“ von dem „konservativen Gutsherrn, welcher um die Privilegien seines Standes mit den Mächten der Gegenwart hadert“ — dies, während die „Mächte der Gegenwart,“ die Börse, das mobile Kapital und der Handel, sich allerdings in ihrer Steuerfreiheit und ihrem besondern Handelsrecht ganz hübsche Privilegien zugelegt haben, man sich aber nach Privilegien, welche im Besitze der „konservativen Gutsherrn“ wären, vergebens umsieht. Aber wie lange dauert es nicht, bis die Gewöhnung an diese alten Anschauungen und Voraussetzungen und an die Terminologie, welche sich an dieselben knüpft, überwunden ist! Und wie verzweifelungsvoll ringen nicht die obenerwähnten „Mächte der Gegenwart“ darnach, alle diese Dinge nicht in Vergessenheit kommen zu lassen!

Was den Sieg erringt, das ist eine Umkehr von innen heraus, die sich auch, hier wie überall, nach und nach vollzieht. Aber dieser in unserm Volke vor sich gehende „Umdenkungsprozeß“ ist ein langsamer.

Nachtrag. Von Nr. 1 unsrer „Ostpreussischen Skizzen“ konnte leider infolge verspäteten Eintreffens die von dem Verfasser ausgeführte Korrektur nicht mehr berücksichtigt werden. Es ist das doppelt störend geworden, indem gerade in dieser Nr. (nach einer mit angesehenen und in hohem Grade landeskundigen Ostpreußen genommenen Rücksprache) eine Anzahl ziemlich einschneidender Abänderungen hätte vorgenommen werden sollen, und so erscheint es zweckmäßig, die wichtigsten und unerläßlichsten dieser Abänderungen hier in einem Nachtrage zusammenzustellen.

Zunächst mögen ein paar Druckfehler korrigirt werden; bekanntlich hat ja der Druckfehlerkobold eine verruchte Neigung, nicht etwa nur Sinnlosigkeiten, sondern sogar Sinnwidrigkeiten zu verursachen, und wenn ein Artikel mißverstanden werden kann oder der Abschwächung oder Interpretation bedürftig ist, so bewegen sich gewiß die Druckfehler gerade in der Richtung, in der die zu rektifizirenden Ungenauigkeiten liegen. So ist es auch hier gegangen. Dazu gesellen sich freilich auch einige Druckfehler ganz gewöhnlicher Art.*) S. 75 Zeile 13 von unten muß es statt „das alte Land“ heißen „das alte Band.“ Hinzufügen läßt sich nichts; dazu ist die Sache zu delikat. S. 76 Zeile 17 von oben muß es heißen „Torfmoos“ statt „Torfmars,“ und drei Zeilen weiter das „große Moos“ statt „große Mars.“ S. 78 soll auf Zeile 20 von unten nicht die „Wirtschaftsmethode“ sondern die „Wirtschaftsreform“ zur Erklärung herangezogen werden, und Zeile 9 von unten hat der Kobold einen seiner ärgsten Streiche gespielt — nicht „die zahlreichen Güter,“ sondern „und zahlreiche Güter“ müssen sich sozusagen ohne Wiesen behelfen. Eine Menge von Gütern hat ja den herrlichsten Wiesenstand, der sich denken läßt. Ebenso fehlt auf der untersten Zeile von S. 80 das Wort „und“; es muß heißen „in Königsberg und auf manchem der vornehmsten Gutsböfe.“ Endlich wäre an dieser Stelle noch zu erwähnen, daß mit dem S. 77 Zeile 14 von oben angeführten „Nußbaum“ der „Wallnußbaum“ gemeint ist.

Weiterhin liegen nun eine Reihe von Punkten vor, hinsichtlich deren, wie dem Verfasser nachträglich zum Bewußtsein kam, Mißverständnisse möglich sind. Da ist gleich im Anfang, S. 75, die Hinweisung auf die Beziehungen, in denen das Land zu Polen gestanden hat oder noch steht. Es ist dem Verfasser gesagt worden, daß bei dieser Hinweisung zweierlei nicht genügend dargelegt sei:

*) An denen freilich die oft mit aller Mühe nicht zu entziffernde Handschrift des geehrten Herrn Verfassers Schuld ist. D. Red.

einmal, daß die Gewinnung Ostpreußens einen ganz andern Charakter trage als z. B. diejenige Kurlands und Lieflands, indem doch das Land der großen Hauptsache nach bleibend mit Deutschen besiedelt oder die Bevölkerung in das Deutschtum übergeführt worden sei; sodann, daß der Verkehr mit Russisch-Polen und den südöstlich an dasselbe anstoßenden Teilen Rußlands nicht etwa, wie man aus der erwähnten Darlegung schließen könnte, ein geringer, sondern ein gewaltiger sei — flutet doch der ganze Strom von Produkten dieser Landstriche, durch ein Netz altbegründeter, hie und da fast zu Faktoreien sich erhebender Verbindungen begünstigt, nach den Hafenplätzen der Ostsee. Auf S. 76 und 77 ist vielleicht nicht genug hervorgehoben, daß an Spalieren sowie unter sonstigen besondern Veranstaltungen auch in den rauhesten Teilen der Provinz, so z. B. im Kreise Ragnit, noch das vorzüglichste Obst erzielt werden kann. Allerdings sollte sich das von selbst verstehen. S. 81 giebt vielleicht von dem Masuren, da hier mit wenigen und im allgemeinen nicht lobenden Worten über ihn hinweggegangen wird, ein zu ungünstiges Bild. Der Masure hat aber in der That vortreffliche Eigenschaften; er ist ein fleißiger, genügsamer, im allgemeinen auch geistig geweckter Mensch, der seiner vielfach so dünnen Scholle immer noch etwas abzuräumen vermag. Sein schlimmster Feind ist allerdings der Schnaps.

Endlich hat man dem Verfasser auch versichert, in einigen Punkten seien seine Darstellungen übertrieben und ungenau, oder fänden nur auf ganz bestimmte Einzelverhältnisse Anwendung. So treffe es doch im allgemeinen nur in der Nähe der Seen zu, daß (S. 76) die wasserführende Schicht so nahe unter der Oberfläche ist, um dem Aufkommen hochstämmiger Bäume Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Wenn man das „in der Nähe der Seen“ gelegene Gebiet abrechnet, so bleibt allerdings in manchen Teilen Ostpreußens nicht viel übrig — aber die Berichtigung soll doch ihre Stelle finden. Was die Hutweiden (S. 76) betrifft, so sei doch nicht zu vergessen, daß auch diese von zahlreichen Besitzern für ihren Betrieb nutzbar gemacht worden seien. Daß Stoppelrüben und dergleichen (ebenda) nicht mehr gebaut werden könnten, sei nur sehr teilweise richtig; es genüge zu sagen, daß dieser Anbau allerdings geringer sei als in Mittel- und Westdeutschland. Daß (S. 77) in den Landstrichen des nördlicheren und östlicheren Lithauens Weizen und Ölfrüchte nicht mehr viel gebaut würden, sei richtig, habe aber seinen Grund viel mehr in der Beschaffenheit des dortigen Bodens als im Klima. Wenn eben ein Boden nur Roggenboden sei, so könne man doch nicht sagen, der Weizen komme nicht mehr fort. Daß der „schwarze“ und der „rote Lehm“ die S. 77 angegebenen Eigenschaften habe, sei gleichfalls richtig, aber doch in dem Maße nur dann, wenn der Boden nicht in hoher, gleichmäßig unterhaltener Kultur stehe. Endlich versichert man dem Verfasser, und er kann dies einigermaßen aus eigener Anschauung bestätigen, daß die S. 81 erwähnten Unsitte, so des Schlafens

der Dienstmädchen in der Küche, im Verschwinden, mindestens stark im Zurückweichen seien.

Errare humanum. Der Verfasser hat sich redlich bemüht, richtig zu sehen und das Gesehene treulich wiederzugeben.



Zur Prostitutionsfrage.



ie in der Gesellschaft, so giebt es auch im öffentlichen Leben Dinge, über die man eine Diskussion ängstlich meidet, obwohl man nicht im geringsten im Zweifel ist, daß eine solche zur Klärung der Verhältnisse und zur Abschaffung von Mißständen nicht nur wünschenswert, sondern sogar notwendig sei. Eine ungerechtfertigte Scheu, das Ding beim richtigen Namen zu nennen, verleitet, wie so oft, zu einer „konventionellen Lüge.“

Ein solches heikles Thema ist auch die Frage der Bekämpfung oder, besser gesagt, der gesetzlichen Regelung der Prostitution. Niemand hat den Mut, das Thema offen zu behandeln, und wo es ja behandelt wird, da geschieht es einseitig, entweder von theologischer oder medizinischer (sanitärer) Seite, wie es auch wieder in den zahlreichen, dem letzten Reichstage zugegangenen Petitionen der Fall war. So bleiben die wichtigen Erörterungen stets im Schoße der zu dem einen oder andern Lager gehörigen Personen begraben, zu einer zum Ziele führenden objektiven Beleuchtung aber kommt es nie.

Zwischen den beiden ebengenannten Richtungen, der theologischen und medizinischen, wird, weil eine jede extrem ist, wohl kaum eine Verständigung möglich sein. Die erstere geht nämlich von dem Grundsatz aus, daß eine Beseitigung der Prostitution möglich sei, und strebt daher eine solche an. Die Mittel dazu findet sie einmal in dem Magdalenenwerke, andererseits verlangt sie Unterstützung der Gesetzgebung, indem sie darauf hinweist, daß im Strafgesetzbuche für das deutsche Reich (§ 361,6) eine polizeiliche Kontrolle der Prostitution vorgeschrieben, die Prostitution somit gleichsam sanktionirt ist, und mit allen Kräften auf Beseitigung einer solchen Bestimmung hinarbeitet.

Die Mediziner dagegen gehen von der Ansicht aus, daß die Prostitution ein unausrottbares Übel sei, als solches vom Staate in den Kauf genommen werden müsse, aber nach Möglichkeit einzudämmen sei, um das Volk vor den Schäden, die sich daraus ergeben, zu schützen. Man verlangt daher eine noch weitergehende gesetzliche Regelung, als sie im Strafgesetzbuche vorgesehen ist.